

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

303 (29.12.1932) Blatt der Frau

# Richard Spitznagel



## Die Maus

Frau Osterroth hatte eine besondere Vorliebe für schöne rotwanzige Äpfel, und da sie im Keller am längsten frisch blieben, so betrat sie ihre Weinlinie kein laubart auf ein großes Brett, das an der Wand angebracht war. Aber eines Tages entdeckte sie zu ihrem großen Kummer, daß gerade einige der schönsten Äpfel von einem unbekannten Diebstahl recht hübsch ausgehöhlt waren. Frau Osterroth tat dies sehr weh, denn sie war nicht reich und konnte sich nicht den Luxus erlauben, ihre Äpfel mit anderen zu teilen, obwohl sie ein gutes Herz hatte und gern jemandem eine Freude machte. Am meisten ärgerte sie sich über die Hinterlistigkeit, mit der man ihre geliebten Äpfel schändete, und sie beschloß, sich zu rächen.

mohl zu befinden, denn sie schaute Frau Osterroth ängstlich und wie von Schmerzen gepeinigt an. Frau Osterroth hatte auf einmal ihre angenehmen Äpfel völlig vergessen. Sie sah nur noch das kleine Tierchen in der Falle, wie es sich mühte, seinen Schwanz loszubekommen. Da wurde sie von Mitleid erfaßt, hob die Klappe etwas hoch, und schon hatte die Maus ihren Schwanz befreit. Sie hülste in ihrem Gefängnis auf und ab und streckte alle Augenblicke ihre Nase durch das Gitter, um eine Befreiungsmöglichkeit zu finden. Dann hielt sie wieder inne und blinnte Frau Osterroth aus ihren kleinen Augen an, als wollte sie von ihr erfahren, welches Schicksal ihr bevorstehe. Frau Osterroth berührte dieser Blick wie ein Wurm, und sie bekam beinahe ein schlechtes Gewissen, denn sie hatte doch die Maus gefangen, um sie zu töten. Aber weshalb sollte die Maus eigentlich ihr Leben lassen? Wegen der paar lumpigen Äpfel, die sie angeknabert hatte? Frau Osterroth war deswegen doch nicht verhungert. Und wer konnte behaupten, daß es gerade diese Maus

lassen. Das Gefängnis war ihr immer noch lieber als der Tod.

Frau Osterroth wartete lange, aber ohne Erfolg. Dann schloß sie die Klappe wieder und dachte über eine andere Möglichkeit nach. Die Maus los zu werden, ohne sie zu quälen aber auch, ohne ihre Äpfel wieder in Gefahr zu bringen, angeknabert zu werden.

Aber ihre Gedanken gerieten auf Abwege. Ihrer Meinung nach müßte die Maus schon die ganze Nacht in der Falle gefressen haben, und ihr Tierverstand hätte es sicher nicht begriffen, warum sie in diesem Drahtgefäß gefangen war. Wäre sie ein Mensch gewesen, so wäre ihr zwar die Gefangenschaft nicht weniger schrecklich vorgekommen, aber Frau Osterroth hätte sie dann darüber belehrt, daß es Unrecht wäre, fremde Äpfel anzufressen, und hätte ihr mit dieser Belehrung die Freiheit geschenkt.

Während Frau Osterroth so philosophierte, fiel ihr plötzlich ein, daß die Maus eigentlich Hunger haben müßte. Sie hatte sicher das Speckstückchen in der Falle gleich nach ihrer Gefangennahme verzehrt und war nun seit zwölf Stunden ohne Nahrung. Und Frau Osterroth tat, was ihr gutes Herz ihr vorschrieb. Sie holte ein Scheibchen Speck aus der Küche und ließ es durch das Drahtgitter. Die Maus machte sich auch gleich daran, die milchweiße Speise zu verzehren, und Frau Osterroth freute sich über den guten Appetit des Tierchens. Bis der Speck aufgefressen war, hatte sie einen neuen Entschluß gefaßt. Behutsam verba sie die Falle samt Maus in ihrer Schürze und ließ damit ihre vier Treppen hinauf. Auf der Straße angekommen, schlug sie den Weg nach der Vorstadt ein. Die grauen Mietskellern wurden allmählich von Schrebergärten abgelöst, aber Frau Osterroth sah ihr Ziel noch nicht erreicht zu haben, denn sie trippelte unermüdet weiter.



gewesen war, die sich an Frau Osterroths Äpfeln vergangen hatte? Der Indizienbeweis war zwar lächerlich, aber Frau Osterroth hatte noch ein Herz in der Brust. Deshalb gab sie die Mause auf, das Tier zu töten.

Was sollte sie aber damit anfangen? Da glaubte sie einen genialen Ausweg gefunden zu haben. Sie stellte die Falle auf den Fenstervorhang, und zwar so, daß ihr Boden in die Luft hinausragte, und öffnete dann behutsam die Verschlussklappe. Seht, mochte die Maus so dumm sein und aus ihrem Käfig ins Freie entweichen? Sie würde ungleich in die Tiefe stürzen, wo sie keine Äpfel mehr anbeißeln würde. Aber die Maus war nicht so dumm. Selbstmord zu verüben. Sie sah offenbar den abgehenden Abend vor der Türe ihres Gefängnisses und zeigte keine Lust, dieses zu ver-

lassen, denn sie trippelte unermüdet weiter. Endlich, als nach einem Stück Weiterland ein grünes laubiges Weite kam, machte sie halt. Sie ließ sich auf die Knie in das Gras nieder, wickelte ihre Mausefalle aus ihrer Schürze und stellte sie vor sich hin. Dann murmelte sie ein paar unverständliche Worte und schloß gleichgültig die Falle. Wie ein Blick stob die Maus davon und verschwand hinter den Grasbüscheln.

Ob sie wohl jemals wieder von Äpfeln naschen wird?

Als Frau Osterroth heimkehrte, strahlte ihr Gesicht so freudig, als hätte sie heute die beste Tat ihres Lebens verrichtet. Richard Spitznagel.

## Erbauliche Moralpredigt

Wie vorauszu sehen, kam ich auch diesmal wieder in letzter Minute an den Zug. Das machte aber zum Glück nichts aus, weil der Zug sowieso gleich leer war und ich mir außerdem, meiner Schwäche für das Kommen in letzter Minute Rechnung tragend, eine Platzkarte genommen hatte. Als ich in mein Abteil kam, sahen dort drei Herren, von denen zwei hingegeben an dicken Zigarren pafften. Rauch stört mich gar nicht; das Abteil hat ja ein Fenster, und Rauchen unterwegs verleiht einen Schimmer von Gemütlichkeit. Ich interessierte mich zunächst gar nicht weiter für meine Reisegesährten, weil mir der Abschied von meinen Freunden, die mich an den Zug gebracht hatten, voll und ganz im Anbruch nahm. Aber einer der Herren sorgte sogleich eindrucksvoll dafür, daß ich ihm meine Aufmerksamkeit schenkte. Nämlich als ich bei der Ausfahrt des Zuges das Fenster öffnete, knallte er mit einem geradezu rednerischen Nachdruck die Tür zu und sah mich dabei so beleidigt an, daß es weder zu überhören noch zu übersehen war. Und kaum waren wir aus dem Bahnhof heraus, so schloß er auch das Fenster mit dem gleichen Nachdruck wie vorher die Tür und sah mich dabei wieder an, beleidigt und zugleich mit der Miene eines Triumphtors. Mir ist, unter uns gesagt, diese Anstalt vor frischer Luft nicht ganz begründlich, besonders an einem so milden Tage wie diesem.

Nach diesen anstrengenden Beschäftigungen setzte sich dieser etwas torpente Herr mit ziemlichem Affekt auf seine breite Sitzfläche, strich befriedigt mit der Hand über seine Glatze und zapfte an seinem nicht mehr ganz blonden Schnurrbart. Dann nahm er sorsam ein Lappchen aus seiner Tasche und begann seine Brillengläser mit rührender Ergriffenheit zu putzen. Als er diese Beschäftigung vollendet hatte, nahm er eine kreisförmige Rästelsetzung vor und vertiefte sich ins Rästeln. Zwischen durch sah er mich einige Male forschend an, als ob die Lösungen in meinem Gesicht zu lesen ständen. Denn glitten seine Augen aus, wanderten von dort zum Saum meines durchaus nicht zu langen Rockes und verfinsterten sich zu einem Stohabest an der heiligen Moral, aber doch wohl nur so äußerlich zum Schein; denn ich kann es nicht verhehlen, daß ich seinen Augen noch mehrmals dort hegegnet bin. Bis dahin aber hatte er noch kein Wort zu mir gesprochen, obwohl mir uns doch nun schon ganz gut konnten. Als ich mir nun aber noch, um allem die Krone aufzusetzen, eine Arorette anzündete, war die erste Brücke zwischen uns gebrochen, und er machte der Bedrängnis seines Herzens in Worten Luft. An mehreren Stellen rauschte eine junge Dame nicht mehr so nicht öffentlich. Ja, und überhaupt die Damsen von heute... Ach brauche diese ganze Rede wohl hier nicht aufzuführen, da Redensarten dieses Stils ja genügend bekannt sind.

Da wir nun einmal auf dem Standpunkt stehen, vielleicht zu Unrecht, daß die Herren heute zum Recht haben, uns unsere Gesinnungshelme zum Vornur zu machen, unterbreche ich ihn im Verlauf seiner rhetorischen Leistung, da sie mich auch langweilt. Ich traute ihn kurzweilig, daß ich Ihnen vielleicht eine Arorette anbieten? Das schien er nun geradezu als Unverschämtheit und Hohn zu empfinden; denn er vollendete nicht einmal seinen beabsichtigten Satz, dankte mit einem Gesicht und nahm mit Nachdruck und Würdigen seine Rästelsetzungen wieder zur Hand. Sedoch in meiner Gesellschaft schien ihm das Rästeln kein Genuss zu sein, und er versuchte deshalb, auf andere Weise wieder mit mir ins Gespräch zu kommen. „Sind Sie aus Berlin?“

„Ja.“

„Im hm,“ schnappte mein lebensmüderes Gegenüber. „Ja, ja, die Jugend aus der Weltstadt; ich konnte mir übrigens denken, daß Sie da her sind.“ Er folgte eine lächerliche Rede über die Sünden der Großstadt, die mit dem Schluß endete, daß die heutige Jugend doch einseitig traurig dran sei. Ich konnte ihm, daß ich da keine Reimuna nicht helfen könnte; er würde mir doch sagen, warum. Er sagte nur: „Sie müssen mir das schon erlauben.“ Nach einer Pause — Minutenlang — des vorläufigen Aufhörens über meinetwegen zurück, als die Frau „bedauernswollen Gehorsam verdammt war.“ Mir war vor nicht danach zumute, mich schuldweiser zu lassen, und schenkte mir noch eine Arorette an. Dadurch blieb mir eine weitere Antwort erspart; denn das Gebot nahm jetzt einen anderen Charakter. „Sie rauchen nie zu viel, müssen Sie auch, wie schließlich das ist?“ Ich lachte kurz: „Ja.“

Nun wäre sicher wieder ein längerer Gesprächswechsel, wenn mich nicht der alte Gesellschaftsbesitzer davor bewahrt hätte, indem er zum ersten Mal so offen rief, an dem mein lieber Reisegesährte natürlich teilnahm. Dadurch hatte ich wenigstens ein halbes Stündchen Ruhe vor ihm, und konnte meine Reimuna lesen. Sedoch der Herr, die Zeit ziemlich rasch, und mein Reisegesährte kam zurück mit demselben Kopf, setzte sich in seine Fensterred, mir gegenüber und schloß die Augen. Nach wenigen Minuten erdübte ein herrliches nicht mehr als Scherzchen. Ich sah mich immerhin doch befreit im Wagen um. Die beiden anderen Reisenden schienen ebenfalls in den übrigen Ecken des Wagens.

Ein Doppel: ich mit drei schlafenden, in verschiedenen Tonarten schnarchenden Männern in einem D-Zug-Abteil. Es dauerte gewiß eine ganze Weile, bis sie wieder aufwachten. Jedenfalls war es so schön, daß ich diesen Augenblick nicht abwartete, sondern mir bei der ersten Gelegenheit einen anderen Platz suchte. Wie hätte ich es auch wagen dürfen, mich mit meinem frisch ausgepackten Gegenüber in ein neues Wortgespräch einzulassen?

Meta Helen Jacobs.

## Die Stimme des Blutes

Vor kurzem wurde auf den Gleisen der Berliner Stadtbahn ein sechsjähriges kleines Mädchen aufgefunden. Die Ermittlungen der Kriminalpolizei haben zum Ergebnis den eigenen Mutter des Kindes geführt, ihr Täterschein über die eiserne Brückengleise auf die Gleise geworfen zu haben, um die Verleserungsumme von 4000 Mark zu erhalten, die ihr im Todesfall der Reinen zuzufand.

Die Erregung über dieses Verbrechen ist naturgemäß vor allem unter den Frauen der Umgegend groß. Immer wieder fragen sich die Mütter, wie es möglich sein kann, daß eine Frau ihr einziges Kind um einer Geldsumme willen auf eine so furchtbare Weise zu töten vermag. Zweifellos handelt es sich hier um eine Entartung, die glücklicherweise selten ist, und deren Gründe sicherlich im Laufe der Gerichtsverhandlung im einzelnen zutage treten werden. Dennoch darf diese Untat einer Mutter nicht allein mit dem Begriff der Entartung abgetan werden. Gewiß ist das Verbrechen an der sechsjährigen ein Einzelfall. Aber sind die furchtbaren Mißhandlungen von Kindern, deren sich Mütter immer von neuem schuldig machen, nicht Glieder der gleichen Kette? Wie diese Fälle, die wir im Laufe der letzten Jahre vor den Gerichten erlebt haben, alle die furchtbarsten und doch so niedrigen, erschreckenden Voraussetzungen der Kinder gegen ihre Mütter, der Mütter gegen ihre Kinder — fragen sie uns nicht im tiefsten Grunde das gleiche?

Selt Jahrhunderten ist der Begriff der Mutterliebe für uns ein absoluter Wert. Als unantastbar, als heilig preist ihn die Religion. Die bürgerliche Kultur, die den Begriff eines „Muttertages“ schuf, umklebte ihn mit allem Glanze bis zur übertriebenen, romantischen Verdrängung. Wir wollen ihr das Recht dazu nicht absprechen. Die Kraft und Leistung der Mutter, die innere Verbundenheit von Mutter und Kind, die zum Symbol des Innigen wurde, das unsere Kultur kennt — alles das, was seit Jahrhunderten auf allen Gebieten des Lebens von der Mutter geschaffen wurde, rechtfertigt das Maß der Verehrung. Trotzdem dürfen wir nicht die Augen schließen vor der Wirklichkeit, wie sich die Kin-

gezwungen sind. Auch die Frau, die Mutter geworden ist, unterliegt allen Gefahren, allen Selbsttäuschungen und Bewirrungen, an denen Menschen schuldig werden können. Nicht immer ist die Kraft der Verbundenheit von Mutter und Kind in der Wirklichkeit gleich groß wie im Wunschtraum und in der Phantasie.

Wer denkt nicht an die grausame Täuschung der alten Frau Daubmann, deren Zugen wir vor wenigen Wochen sehen mußten! Wenn i nur mit sich, so höbste die Frau immer wieder, als sie auf dem Behaupt den schwebend endlich wiedergefundenen Sohn erwartete. Der Ankomme war ein Schwindler, den nicht alle vertrauensig aufnahmen. So schlug ein Vetter die Hände über dem Kopf zusammen, als er den angeblichen Oskar Daubmann wieder sah, und gab seinem Zweifel lauten Ausdruck. Aber das Wort der Mutter hieß alle misstrauischen Gemüter schweigen. Es war wie im Gedicht vom heimlebenden Wanderburschen, den die Mutter als erste und einzige erkennt. Auch hier hielt man das Gefühl der Mutter für untrüglich, ihr Urteil für maßgebend. Doch der harten Wirklichkeit konnte die Dichtung nicht standhalten, und der schöne Traum endete mit einem trostlosen Erwachen.

Nach ein anderer, höchst bedeutender Fall gehört hierher: der Kindertausch von Wünnchen-Graben, der vor kurzem seinen Abschluß fand. In einem Wünnchenheim waren zwei Kinder vertauscht worden: die eine Mutter, Minna Dant, erkannte bereits am zweiten Tage, daß der kleine Junge, den ihr die Pflegerin brachte, anders aus sah als das Kind, das sie am ersten Tage in den Armen gehalten hatte. Da sie jedoch ihren Verdacht nicht befehlen konnte, blieb ihr nichts anderes übrig, als das falsche Kind aufzuziehen, zumal, da die zweite Mutter das vertauschte Kind als ihr eigenes betrachtete und gegen jeden Verdacht protestierte. So vergingen nicht weniger als dreizehn Jahre. Minna Dant umgab das fremde Kind mit aller Liebe, zumal, da es fröhlich war, und die andere Mutter, die des festen Glaubens war, ihr eigenes Kind aufzuziehen, tat das gleiche. Allmählich aber häuften sich die An-

zeichen, die auch sie misstrauisch machen mußten. Neugierig, vererbte Eigenschaften, Talente, Neigung traten zu deutlich, zu unmissverständlich auf, um nicht klar erkannt zu werden. Man prüfte und verglich. Die beiden Familien standen seit langem in freundschaftlichem Verkehr untereinander, und so war es nicht schwer, diese Vergleich gründlich durchzuführen. Das Ergebnis gab Minna Dant recht. Beide Eltern reichten nun die Heftstellungstage ein, und es ergab sich, daß tatsächlich eine Verwechslung vorgekommen war. Aber nun begann der große Konflikt: Jedes der vertauschten Kinder hatte seine „Mutter“ so lieb gewonnen, daß es die Pflegemutter nicht mit der richtigen Mutter vertauschen mochte. Genau so erging es auch den beiden Frauen, die sich nicht nur mit dem eigenen, sondern auch mit dem Pflegekinde, das 13 Jahre lang unter ihrer Obhut gestanden hatte, tief verbunden fühlten. So lagte nicht die Stimme des Blutes, sondern die der Liebe und der Gewohnheit.

Drei einander wenig ähnliche, ja in Schaulich und Auswirkung völlig verschiedene Geschehnisse haben so ihren Abschluß gefunden. In einem oder mehreren Fällen war nicht die Stimme des Blutes, die wir als maßgebend zwischen Mutter und Kind annehmen gewohnt sind, von wesentlicher Bedeutung, sondern andere Momente. Die Verbundenheit von Mutter und Kind wurde in dem Verbrechen gegen das sechsjährige Mädchen völlig durch Gelbige überdeckt. Im Falle Daubmann hielt die Mutter für die Stimme des Herzens und des Blutes, was in Wahrheit nichts als die glühende Hoffnung war, den Sohn wiederzusehen, ein kurzer Wunschtraum, der vor der Wirklichkeit zusammenbrach. Im Kindertausch von Wünnchen-Graben endlich bekannten sich gerade die Hauptbeteiligten, Mutter und Kind, trotz völliger Klarheit der Beziehungen zu Blutsverwandten und konnten sich nicht entschließen, einander zu verlassen. So zeigen diese Beispiele, daß die Mutterliebe nichts Absolutes, Geradliniges, Feststehendes ist, wie es die Vergangenheit lehrte, sondern etwas Relatives, Wandelbares, das den veränderlichen Einflüssen unterliegt. In vielen derartigen Fällen des Alltags ist nicht die leibliche Mutterliebe entscheidend. Und Mutterliebe ist nicht immer eine Gegebenheit, sondern oft auch eine Aufgabe, die Frauen in schwerem Kampfe mit sich selbst lösen müssen.

Elke.